

MAARTEN
DAS 'T HART
PARADIES
LIEGT
HINTER Meine
MIR frühen Jahre



PIPER

Maarten 't Hart
Das Paradies liegt hinter mir
Meine frühen Jahre

PIPER

Maarten 't Hart

Das Paradies liegt hinter mir

Meine frühen Jahre

Aus dem Niederländischen
von Gregor Seferens

Piper München Zürich

*Mehr über unsere Autoren und Bücher:
www.piper.de*

Die niederländische Originalausgabe erschien 1984 unter dem Titel
»Het roer kan nog zesmaal om« im Verlag De Arbeiderspers,
Amsterdam.

Von Maarten 't Hart liegen im Piper Verlag außerdem vor:

*Das Wüten der ganzen Welt · Die Netzflickerin
Ein Schwarm Regenbrachvögel · Die schwarzen Vögel
Bach und ich (mit CD) · Gott fährt Fahrrad
Das Pferd, das den Bussard jagte · In unnützer toller Wut
Die Sonnenuhr · Die Jakobsleiter
Mozart und ich (mit CD) · Der Psalmenstreit
Der Flieger · Der Schneeflockenbaum
Unterm Scheffel · Unter dem Deich*



FSC
www.fsc.org

MIX

Papier aus ver-
antwortungsvollen
Quellen

FSC® C014496

ISBN 978-3-492-05392-1

© 1984 Maarten 't Hart

Deutsche Ausgabe:

© Piper Verlag GmbH, München 2014

Satz: Kösel Media GmbH, Krugzell

Druck und Bindung: ggp Media GmbH, Pösneck

Printed in Germany

Man muss also gewissen Menschen ihr Alleinsein gönnen und nicht so albern sein, wie es häufig geschieht, sie deswegen zu bedauern.

Friedrich Nietzsche

Jedermann

Für die meisten Menschen ist es ganz selbstverständlich, dass sie einzigartig sind. Ihre Eltern haben ihnen möglicherweise einen Namen gegeben, der häufig vorkommt, wie zum Beispiel Jan oder Maria, der aber in Verbindung mit ihrem Nachnamen sofort einmalig klingt. Auf der ganzen Welt gibt es bestimmt keinen anderen Menschen, der wie meine Frau Hanneke van den Muyzenberg heißt. Doch als ich geboren wurde und den Namen Maarten erhielt, gab es allein in meiner Verwandtschaft bereits sechs weitere Personen mit demselben Vor- und Nachnamen. Seitdem sind in der nächsten Generation noch ein Dutzend Maartens dazugekommen; mein Bruder hat einen Sohn, der ebenfalls Maarten 't Hart heißt.

Auch außerhalb meiner Verwandtschaft wimmelte es in Maassluis von Männern, die Maarten 't Hart hießen. Zwei Straßen von unserem Haus entfernt wohnte ein hinkender Milchmann gleichen Namens. Im Katechismusunterricht war ich, zum Entsetzen des Pastors, einer von dreien, die so hießen. Und die beiden anderen Jungen waren nicht einmal mit mir verwandt. Auf dem Weg zur Schule kam ich jeden Tag an einer Metzgerei vorbei, an der mein Name wie folgt prangte: »Maarten – großer Schweinekopf mit Gruselzähnen – 't Hart«. Als ich anfing, Bücher zu veröffentlichen,

gab es sehr bald Verwirrung, weil ein niederländischer Maler, der vor allem für seine Kircheninterieurs bekannt ist, auch Maarten 't Hart heißt.

Wenn in Anbetracht dessen doch wenigstens mein Äußeres einmalig wäre! Aber auch das scheint nicht der Fall zu sein. Vor Jahren verbrachten Hanneke und ich einen Urlaub im Kiental in der Schweiz, wo zwei Damen mittleren Alters uns so inständig beobachteten, dass wir uns belästigt fühlten. Am vierten Tag wurde es uns zu viel, und wir fragten, was das Problem sei. »Ja«, sagten sie, fröhlich lachend, »wir erkennen dich sehr wohl, auch wenn du so tust, als würdest du uns nicht kennen. Du machst hier fein mit deiner Freundin Urlaub, während deine Frau nichtsahnend zu Hause sitzt.«

Ein andermal identifizierte man mich neben der Post in Warmond als einen aus der psychiatrischen Anstalt Sancta Maria in Noordwijkerhout entflohenen Irren. In Edinburgh sprach mich auf der Straße eine junge Frau an und nannte mich Geoff. Sie zeigte mir sogar ein Foto von diesem Geoff. Ich sah mich selbst.

Vor einiger Zeit dann war ich in Schweden, und als meine schwedische Übersetzerin mir ihren Mann vorstellte, da starrte dieser mich erstaunt an. Sie berichtete mir später, ihr Mann habe abends im Bett zu ihr gesagt: »Er sieht genauso aus wie ein Infanteriehauptmann, der bei uns arbeitet. Es ist wirklich unglaublich, er hat exakt dieselbe Stimme.«

Auf dem Rückflug von Schweden saß ich neben einem Astronomen aus Leiden, der mir erzählte: »Diesen Sommer ist uns in den Appalachen vielleicht etwas Merkwürdiges passiert. Wir haben dort eine Wanderung unternommen, und auf einmal kamst du uns entgegen. ›Hallo, Maarten, was machst du denn hier?‹, fragte meine Frau. Es stellte sich

jedoch heraus, dass es sich um jemand vollkommen anderes handelte, einen Jagdaufseher. Wir haben ihm erzählt, dass es in den Niederlanden einen Schriftsteller gibt, der ihm verblüffend ähnlich sieht, und haben ihn gefragt, ob wir ein Foto von ihm machen dürften. Im Gegenzug haben wir versprochen, ihm ein Foto von dir zu schicken. Moment, ich glaube, ich habe einen Abzug eingesteckt, für den Fall, dass ich dich irgendwo treffe.« Er griff in seine Innentasche, und da war er wieder: der Mann, den ich in Edinburgh schon aus einer Damenhandtasche hatte auftauchen sehen und den ich jeden Morgen beim Rasieren im Spiegel erblicke.

Mich scheint es überall zu geben. Mindestens zweihundert Niederländer tragen denselben Namen wie ich. Selbst in den Appalachen laufen Doppelgänger von mir herum. Notgedrungen bin ich daher ein ausgesprochener Individualist. Zum Glück hat keiner der Doppelgänger und auch kein anderer Maarten 't Hart dieselben Vorfahren wie ich. In Biografien und Autobiografien (etwa in Nabokovs *Erinnerung, sprich*) werden diese Vorfahren in der Regel ausführlich beschrieben. Nicht selten geht man dabei viele Generationen weit zurück, fast immer der männlichen Linie folgend. Das erscheint wenig sinnvoll, wenn man bedenkt, dass wir von jedem Großelternanteil nur fünfundzwanzig Prozent der Gene erben. Dennoch kann es erhellend sein, jemanden durch die Beschreibung seiner Großeltern zu charakterisieren. Erbliche Eigenschaften überspringen schließlich häufig eine Generation; beim Enkel kommt die Kleptomanie des Großvaters wieder zum Vorschein. Da Großeltern oft keinen Einfluss auf die Erziehung haben, liegt es nahe, hier an Vererbung zu denken. Von den Urgroßeltern stammt dann allerdings nur noch ein Achtel unserer Gene. Ist es sinnvoll, noch weiter zurückzugehen?

Auf jeden Fall ist es unsinnig, bei der Ahnenforschung nur die männliche Linie zu verfolgen.

Daher beginne ich auch lieber mit meiner Ururgroßmutter Hester van der Kooij, die natürlich mit einem Maarten 't Hart verheiratet war und gemeinsam mit diesem im Westgaag in Maasland eine Gärtnerei bewirtschaftete. Unzufrieden über die leichtsinnige Verkündigung des Evangeliums in der Niederländisch-Reformierten Kirche in Maasland unternahm sie sonntags stundenlange Fußmärsche, um anderenorts das Wort des Herrn unverschnitten zu hören. Als sie vierzig Jahre alt war, starb sie an Tuberkulose. Am 8. Juli 1859 standen ihre zutiefst betrubten Familienangehörigen an ihrem Bett, sie jedoch sagte: »Trauert nicht, sondern singt:

›Im Festtagskleid steigt sie zum Thron,
erscheint vor Gott und seinem Sohn.«

Über die anderen sieben Ururgroßmütter und acht Ururgroßväter weiß ich nichts; das stört allerdings nicht weiter, ich bin stolz auf diese eine Ururgroßmutter. Von einigen meiner acht Urgroßeltern kann ich etwas mehr erzählen. Einer von ihnen hieß Hendrik 't Hart; ein Foto zeigt einen früh gealterten Mann, der sich auf eine Schaufel stützt. Auch er war Gärtner. Des Weiteren habe ich den Großvater meiner Mutter, Leen van der Giessen, einmal leibhaftig gesehen. Seine Kinder und Enkel haben ihn nie besucht, weil er, so berichtete mir meine Mutter, ein Ungeheuer war. Das konnte und wollte ich als achtjähriges Kind nicht glauben. Er war schließlich mein Urgroßvater. Ich beschloss also, ihn zu besuchen. Ganz beiläufig horchte ich meine Onkel und Tanten aus und erfuhr so, wo er wohnte. An einem freien

Mittwochnachmittag begab ich mich auf die Fähre nach Rozenburg. Fahrgeld hatte ich nicht, doch ich wusste, dass erst mitten auf dem Strom kassiert werden würde. Ich ging zum Heck und sagte zu dem Kassierer: »Mein Vater steht da vorne.«

»Wer ist denn dein Vater?«

»Der Mann da«, erwiderte ich und deutete möglichst vage auf eine kleine Gruppe von Rozenburger Hühnerbauern. Der Kassierer grummelte etwas, ging zunächst weiter und packte mich dann am Arm, als wir auf Rozenburg anlegten.

»Für dich hat keiner bezahlt«, sagte er.

»Nein«, sagte ich und riss mich los, »dafür bezahl ich nachher doppelt, wenn ich zurückfahre. Mein Urgroßvater gibt mir Geld.«

Ich war nämlich überzeugt, dass mein Urgroßvater sich sehr darüber freuen würde, seinen Urenkel zu sehen, er würde mich bestimmt mit Münzen überhäufen. Eltern waren in aller Regel nett zu ihren Kindern, hatte mich die Erfahrung gelehrt, und Großeltern waren noch viel netter zu ihren Enkeln und neigten sogar dazu, sie zu verwöhnen. Wie unvorstellbar nett mussten dann Urgroßeltern sein! Frohgemut marschierte ich über die sonnige, wunderschöne, idyllische Insel. Immer wenn ich auf Rozenburg unterwegs war, wähnte ich mich in einem fernen Land, wo die Dinge anders dufteten, wo die Menschen einen mit dem Rad gemächlicher überholten, wo immer die Sonne schien, wo sich die Vögel in einer verständlichen Sprache miteinander unterhielten. Oh, welch eine herrliche Insel! Der vollkommen stille Pfad am Fuße des winzigen Deichs, mit dem Naturgebiet De Beer an der Spitze – wie gern würde ich dort noch einmal spazieren gehen! Doch Rozenburg

gibt es nicht mehr, die Insel wurde, mitten in Friedenszeiten und ganz ohne Atombombe, vollkommen ausgelöscht. Und so bekommt man heute das Gefühl, die Erinnerung an dieses Paradies beruhe auf einer Welt, die niemals existiert haben könne.

Ich ging weiter auf dem schmalen Weg, der am nach Gras duftenden Deich entlangführte. Über mir balgte sich der Westwind verspielt mit den Rozenburger Wolken. Nach einer guten Stunde erreichte ich das Häuschen, von dem ich aufgrund der mir gegebenen Beschreibungen annahm, dass es sich dabei um das Heim meines Vorfahren handelte. Es war ganz still dort; ein paar Hühner schoben bei jedem Schritt den Körper unter dem Kopf durch, eine Katze döste auf einem Zaun, ein Hahn hielt seinen Kopf schief und schaute misstrauisch, eine weiß-braune Taube mengte sich unter die Hühner, tat gerade so, als gehörte sie dazu, und pickte rasch ein paar Getreidekörner auf. Zielstrebig betrat ich den Hof. Augenblicklich erschien durch das, was ich als Kind immer als »kaputte Tür« bezeichnete, ein uraltes, ganz in Schwarz gekleidetes Männlein, das kaum größer war als ich. Der kleine Kerl brüllte. Um ihn zu beschwichtigen, rief ich aus der Ferne: »Ich bin ein Sohn von Lena van der Giesen!« Das war erst recht Öl ins Feuer; der alte Mann packte eine Bohnenstange und fing an zu tanzen. Eine Frau tauchte auf, seine Tochter, die Stiefschwester meines Großvaters, die ihn zu beruhigen versuchte. Vergeblich. Der Alte wedelte seine Bohnenstange wie eine Wünschelrute hin und her und kam drohend auf mich zu.

»Ich bin dein Urenkel!«, rief ich noch, doch es nützte nichts.

Zweimal schlug er mich mit der Stange und brüllte: »Verschwinde von meinem Hof, du Rotznase!«

Dann schleuderte er seine Waffe zwischen die erschrocken gackernden Hühner und wollte sich auf mich stürzen. Doch darauf wartete ich nicht, sondern rannte schluchzend davon. Ich war so durcheinander, dass ich mich nicht noch einmal traute, die Fähre dreist ohne Fahrgeld zu betreten. Deshalb ging ich zu einer Tante meines Vaters, die zusammen mit ihrem Cousin seit etwa vierzig Jahren auf Rozenburg in einem Deichhäuschen wohnte. Alle auf der Insel glaubten, Huibje und Klaas seien miteinander verheiratet. Die beiden waren, vielleicht weil sie nicht verheiratet waren, das liebste Menschenpaar, dem ich je begegnet bin. Innig zufrieden und glücklich saßen sie auch an jenem Nachmittag bei einem flackernden Teelicht zusammen, als ich weinend durch die Hintertür eintrat. Während ich erschüttert meine Geschichte erzählte, nickten sie weise: Oh ja, ich war an der richtigen Adresse gewesen, so war der Leen, ganz zweifellos, in diesem Teil der Familie tickten sie alle nicht ganz sauber, gab es nicht auch zwei Tanten, die im Irrenhaus gelandet waren, weil sie meinten, sie seien Martha und Maria?

Ich bekam erst einmal eine Tasse Tee, und dann sagte Tante Huibje: »Oben auf dem Dachboden habe ich noch eine ganze Menge alter Bibeln. Davon darfst du dir eine aus-suchen. Zum Trost. Weil du so traurig bist.«

Mithilfe einer wackligen Leiter kletterte ich auf den dunklen Dachboden. Als ich den Kopf durch die Boden-luke steckte, sah ich im Dämmerlicht den Goldschnitt der prähistorischen Bibeln. Ich kroch näher heran und bemerkte, dass einige der Bibeln leider schon in Puderform übergegangen waren. Als ich eine in die Hand nahm, verließen, zornig mit den Flügeln brummend, allerlei Käfer und Deckflügler ihre religiöse Speisekammer. Jedes Mal, wenn ich

heute im protestantischen Sender sagen höre, jetzt werde »das lebendige Wort des Herrn« verkündet, sehe ich die alten Bibeln vor mir.

Mit einem halbwegs erhaltenen Exemplar kletterte ich wieder hinunter. Außerdem bekam ich noch zehn Cent für die Fähre. Oh, was für liebe Menschen! Ihr Leben lang predigte ihnen am Sonntag ihr stotternder Pastor Mantz, dass sie sündig seien, ja, dass sie, wie es im Heidelberger Katechismus so herzlich heißt, geneigt zu allem Bösen und ganz und gar untüchtig zu einigem Guten seien. Wenn sie dann aus der Kirche kamen und beim Kaffee saßen, sagten sie zueinander: »Da hat uns der Pastor wieder ordentlich die Leviten gelesen, wir sind durch und durch wurmstichig vor Sünde.« Dennoch bin ich mir vollkommen sicher, dass weder Tante Huibje noch Onkel Klaas jemals einem Wesen, ob Mensch oder Tier, etwas Böses zugefügt haben. »Wer ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein«, sagt Jesus. Nun, die beiden waren in jeder Hinsicht dazu befugt, den ersten Stein zu werfen.

Tante Huibjes Schwester, die Mutter meines Vaters, war ebenfalls so eine kleine herzensgute Frau. Die einzige kritische Bemerkung aus ihrem Mund, festgehalten nach der Geburt ihres achten Kindes, lautete: »Lieber krieche ich auf den Knien nach Delft, als dass ich noch eins kriege.« Trotzdem wurde mein Vater noch geboren, und kurze Zeit später kam sogar das zehnte Kind hinzu. Meine andere Großmutter gebar nur neun Kinder, beklagte sich darüber aber nie. Wohl aber gab sie jedem Neugeborenen so lange wie möglich die Brust, weil eine Frau, wie man damals meinte, nicht wieder schwanger wurde, solange sie stillt.

Mit dem rabenschwarzen Haar und der krummen Nase sah meine Großmutter sehr jüdisch aus. Zudem war sie

überaus gesprächig. Laut meinem Vater war sie, vonseiten der Bodegoms, tatsächlich von jüdischer Herkunft. Sie hatte etwas Munteres und Unverletzbares. Sie schien immer fröhlich zu sein, unerschütterlich. Sie redete ständig, auch als sie dement wurde und ihre Kinder nicht mehr erkannte. Als sie schon weit in den Achtzigern war und immer mehr körperliche Leiden sie plagten, amputierte man ihr dies und jenes. Denn was steinalt, dement und des Lebens müde ist, muss man, koste es, was es wolle, am Leben erhalten. Bevor man dazu kam, ihr den Kopf zu amputieren, starb meine Großmutter. Sie war, fand ich als Kind, eine erstaunliche Frau. Man hatte den Eindruck, sie mache sich über nichts Sorgen, als halte sie alles Leid und Ungemach weit von sich, indem sie ständig redete. Wenn in unserer Familie das Phänomen Sünde zur Sprache kam, bat ich meine Mutter, die meiner Ansicht nach ebenfalls befugt war, den ersten Stein zu werfen, oft: »Wenn wir so sündig sind, dann sag mir doch, was du jemals an Bösem getan hast.« Daraufhin dachte meine Mutter lange nach, zählte einige Kleinigkeiten auf, die auf die Bezeichnung Sünde keinerlei Anspruch erheben konnten, und sagte schließlich mit gerunzelter Stirn: »Ich bin zu meiner Mutter nicht artig genug gewesen.« Das ist erstens nicht wahr, und zweitens hätte meine Großmutter, wenn es denn wahr gewesen wäre, keine Notiz davon genommen. Es wundert mich immer wieder, dass sie meine Großmutter war – denn allem Anschein nach habe ich nichts mit ihr gemein oder von ihr geerbt.

Was man in Bezug auf meinen Großvater, nach dem ich benannt worden bin, nicht behaupten kann. Ursprünglich war er Käsehändler, doch im Prinzip verkaufte er alles, womit man eine paar schnelle Cent verdienen konnte. Er war nicht gerade befugt, den ersten Stein zu werfen. Dass er

beim Anpreisen von Wischtüchern auf der Straße rief: »Ein Wischtuch acht Cent, drei Wischtücher im Angebot für fünfundzwanzig Cent!«, kann man ihm noch verzeihen, im Gegensatz zu seiner Reaktion auf den Tod seines ältesten Sohnes Hendrik. Der arbeitete bei den Vereinigten Seilfabriken und verdiente dort acht Gulden in der Woche. Diese Summe gab er, wie es damals noch üblich war, bei seinem Vater ab. Hendrik kam bei einem Arbeitsunfall ums Leben. Man brachte ihn in sein Elternhaus. Als mein Großvater seinen toten Sohn sah, sagte er: »Mann, das kostet mich acht Gulden die Woche.« Gesprächig war er übrigens nie gewesen. Sein bevorzugtes Ausdrucksmittel war sein Spazierstock. Hörten wir dessen Ticken wie das Klopfen eines Spechts über die Straße schallen, dann wussten wir, dass er beim Damespiel verloren hatte. Wenn er den Spazierstock an dem Ende festhielt, das normalerweise dazu gedacht ist, die Straße zu berühren, und mit dem Griff durch die Luft fuhr, war klar, dass er ein Mädchen im Visier hatte, das er am liebsten mit dem Griff an sich herangezogen hätte. Zweimal habe ich beobachtet, wie er tatsächlich eine junge Dame auf diese Weise enterte. Beide Male legte er den Frauen den Griff um den Nacken und zog. Einmal enterte er auch eine ohne Spazierstock: Als mein Onkel Maarten, sein sechster Sohn, zum ersten Mal seine Freundin mit nach Hause brachte, meinte sein Vater, ihm stünden aufgrund der Tatsache, dass er denselben Namen trug, auch dieselben Privilegien zu. Er umarmte seine zukünftige Schwiegertochter so innig, dass mein Onkel augenblicklich ein Messer aus der Küche holte und es in seine Richtung warf. Er verfehlte sein Ziel nur um Haaresbreite, das Messer blieb zitternd neben seinem Vater im Schrank stecken.

Nachdem mein Großvater vierzig geworden war, zog er

sich aus seinem Lebensmittelgeschäft zurück. Die ganze Arbeit überließ er fortan seiner Frau und widmete sich selbst nur noch seinem geliebten Damespiel. Überall in Maassluis kannte er Leute, zu denen er zum Spielen ging; bei meinem Vater war er immer montag- und mittwochabends. Bei den anderen Söhnen und Schwiegersöhnen hatte er ebenfalls feste Termine. Auch wenn er seine älteste Tochter für ein paar Tage besuchte, traf er sich in Leiderdorp mit Bekannten zum Spielen. Er hatte sich dort rasch ein enges Netzwerk von Spielern aufgebaut. Das Einzige, was allen bei der Sache Verdruss bereitete, war, dass er absolut nicht verlieren konnte.

Eine meiner ersten Erinnerungen an ihn ist, wie er an einem dieser Montagabende mit meinem Vater Dame spielte und, als mein Vater einen Moment nicht hinsah, einen von dessen Steinen verschwinden ließ. Ich holte tief Luft und wollte etwas sagen, doch er sah mich an wie ein Marder kurz vor dem Sprung. Ich schluckte, woraufhin er mir ein Pfefferminzbonbon gab, das in seiner Westentasche kohlrabenschwarz geworden war.

Als ich sechs wurde, bekam ich von ihm, weil ich wie er Maarten hieß, einen Meccano-Baukasten. Alle früheren Maartens hatten größere Geschenke bekommen, doch ich war vorerst der Letzte in der Reihe. Enkel mit anderen Namen bekamen überhaupt nichts geschenkt, und zwar aus dem einfachen Grund, dass mein Großvater geizig war. Das ist ein typisches Familienleiden, etwas, das hartnäckig in den Genen verankert ist, denn auch die uralte gewordene Schwester meines Großvaters ließ noch mit neunundneunzig Jahren, wenn Besuch kam, von ihrer gut siebzigjährigen Tochter den Teppich aufrollen, damit dieser nicht abgenutzt wurde. Teekannen durften nur mit Wasser aus der Regen-

tonne ausgespült werden, und das Haus hatte sie, mit Ausnahme des Zimmerchens, in dem sie mit ihrer Tochter wohnte, an Dritte vermietet.

Mein Großvater nahm nie ein Bad oder eine Dusche. Auf diese Weise sparte er Wasser und Seife. Dass er fünf Straßen weit zu riechen war, kümmerte ihn nicht. Obwohl er nie ein Wort mit mir sprach, liebte ich ihn sehr. Immer wenn er, was alle sechs Wochen geschah, am Sonntagmittag bei uns aß (an den anderen Sonntagen aß er bei seinen anderen Söhnen und Töchtern), wartete ich auf den denkwürdigen Augenblick, wenn wir uns ins Tischgebet vertieften und er seine schwarze Mütze, die er nie absetzte, kurz ein wenig nach vorn schob. Während des Gebets hielt ich dann die Augen geöffnet und sah einen kleinen Teil seines glänzenden Schädels. Nach dem Gebet gab es immer Vermicelli-Suppe, und jedes Mal fiel ihm beim Essen eine der dünnen hellgelben Nudeln in seinen grauen Bart. Meistens blieb das fadenartige Ding darin hängen, und manchmal konnte man es, wenn mein Großvater am Montagabend zum Dame-spielen kam, dort noch, leicht verschrumpelt, entdecken. Mitunter wurde eine solche Nudel als fester Bestandteil in den Bart mitaufgenommen.

Jedes Jahr am 2. Februar ging ich zu ihm, um ihm zum Geburtstag zu gratulieren. Bei meiner letzten Geburtstags-visite spielte er mit einem uralten Männlein aus Maasland Dame. Er unterbrach das Spiel, ich reichte ihm die Hand, bekam ein pechschwarzes Pfefferminzbonbon hineingelegt und sagte: »Ich hoffe, du wirst noch sehr lange bei uns sein.« Bestürzt sah er mich an, dann brach er in Tränen aus. Vor Schreck begann auch ich zu weinen, und sehr bald schon fügte das alte Männlein aus Maasland sein krampfartiges Schluchzen unserem Jammern hinzu. Kurz danach ist mein

Großvater gestorben. Oft denke ich, ihm wurde, als ich in meiner Unschuld den klischeehaften Wunsch aussprach, erstmals bewusst, dass dies sein letzter Geburtstag sein könnte.

Er starb, wie er gelebt hatte, ohne Schmerz, ohne Trauer, ohne wirkliche Krankheit. Allerdings war den Angehörigen klar, dass es bald so weit sein würde. Seine Söhne hielten abwechselnd Wache an seinem Bett. In der Nacht, als er starb, war mein Vater an der Reihe. Morgens um fünf bat mein Großvater um den Nachtopf, er wollte sich aufrichten und kippte um. Als mein Vater um sieben nach Hause kam, hatte er dicke Tränen in den Augen.

Erstaunt sagte ich: »Aber du hast ihn doch gar nicht gemocht, und zu dir hat er ständig gesagt, du seist ein grober Klotz.«

»Trotzdem war er mein Vater«, erwiderte er.

Von frühester Kindheit an habe ich nie jemanden etwas Anerkennendes über meinen Großvater sagen hören. Und gleichzeitig habe ich von Kindesbeinen an ständig von meinem eigenen Vater, meinen Onkeln und Tanten (nie aber von meiner Mutter) zu hören bekommen, ich gliche ihm aufs Haar. Als ich das erste Mal bei meiner Tante Anna war – die er oft für ein paar Tage besucht hatte – und ich mich in der Diele kurz mit ihr unterhielt, um anschließend das Wohnzimmer zu betreten, da starrte mich der leichenblasse Schwiegersohn meiner Tante an, der mich bis dahin noch nie getroffen hatte.

»Gütiger Gott«, sagte er, »ich habe mich zu Tode erschreckt. Ich habe auf einmal die Stimme von Opa 't Hart gehört, obwohl der doch schon lange tot ist.«

»Nein«, sagte meine Tante, »das war die Stimme von un-